

Maks Velo

## DIE STEINE

In der Stadt waren keine Steine zu finden. Wie mir scheint, hatte diese Situation ihren Ausgangspunkt in einer fernen Vergangenheit, seit dem Aufkommen der volkstümlichen Redewendung „Du findest keinen Stein, um dir den Kopf zu zerbrechen“. Ich hatte diesen Ausdruck als surrealen Einfall abgetan, doch seit sich die Prophezeiung als wahr herausgestellt hatte, wurde ich vorsichtiger bei meinen Beurteilungen des Absurden.

Diese Lage hatte also niemand vorhergesehen. Sobald ein Bürger einen Stein erblickte, nahm er ihn an sich und steckte ihn in die Einkaufstasche. Alle hatten solche von den Hausfrauen selbstgenähten Baumwolltaschen, die „für den Einkauf“ bestimmt waren. Die Hausfrauen trugen diese Art von Taschen sorglos am Handgelenk, wohingegen die Männer, die in der Verwaltung arbeiteten, sie in ihre guten Aktentaschen stopften und bei Bedarf hervorholten.

Wenn sie zuhause ankamen, wuschen und putzten sie den Stein und legten ihn auf die Garderobe oder zur Reihe der Schuhe nahe der Wohnungstür. Bevorzugt wurden Steine, die größer als eine Faust, aber kleiner als zwei Fäuste waren, aufgrund des Gewichts. Gewiss konnte man die Steine nicht essen, doch ohne sie konnte man auch nicht essen. Und das aus dem einfachen Grund, dass sie ein unerlässliches Mittel bei den nächtlichen Warteschlangen waren.

Es ist nicht bekannt, wer sich das zuerst ausgedacht hatte, aber es muss ein praktischer und sehr rationaler Geist gewesen sein. Nur dass sein Gesicht auf keiner Wandtafel des sozialistischen Wettbewerbs zu sehen war, sei es mit dem oder ohne das Bewusstsein der Person. Ohne Bewusstsein, wenn er diesem Fund keine Bedeutung beigemessen hat, denn eine Erfindung können wir es nicht nennen, zumal die Steine ja bereits existierten. Mit Bewusstsein, falls er Angst gehabt haben sollte, dass man ihn wegen „Agitation und Propaganda“ gegen den Staat anklagen könnte, und sich lieber damit abgefunden hat, nicht die Lorbeeren einzuheimsen, die ihm zustanden als erstem Entdecker der Festlegung und Respektierung der Schlange ohne Streit und Zank.

Die Steine wurden in die Reihe gelegt und geachtet, als seien sie heilig. Erst da verstand ich, weshalb die Urzeitmenschen einst anstelle von Heiligen Steine hatten.

Die Leute standen auf, noch ehe der Morgen graute, gingen zum Milchladen, legten die Steine in die Schlange und kehrten zurück, um noch einmal einzunicken, was augenblicklich geschah. Doch anstatt dass sie sich selbst im Traum sahen, wie sie fröhlich Milch tranken oder Teigtaschen mit Käsefüllung buken, sahen sie, wie der Warteschlangengenosse von hinten ihren Stein verschob und ihren Platz einnahm. Erschreckt wachten sie auf und sprangen jäh empor. Viele bekamen Herzprobleme,

besonders schädlich war das für diejenigen, die ohnehin an Herzrasen litten und deren Krankheit sich nicht mit derlei Aufregungen vertrug. Aber wo sollte man da Ruhe finden! Die Kinder wollten schließlich Milch.

Die Kisten mit den Milchflaschen kamen um drei Uhr früh. Zwei Stunden vorher musste man sich in die Schlange einreihen, also bereits um ein Uhr nachts.

Die Familien bestimmten eine Person für die Schlange. Die ging um neun Uhr abends zu dem Geschäft und wartete bis um elf in der Schlange. Nachdem sie ausgekundschaftet hatte, wer vor und hinter ihr in der Reihe stand und ein nettes Gespräch mit ihnen geführt hatte, setzte sie den Stein als Zeichen ab und legte sich schnurstracks schlafen.

Dann musste sie um ein Uhr nachts aufstehen, zur Schlange eilen, überprüfen, ob der Stein an seiner Stelle war und zwei Stunden stehend im Halbschlaf verharren, bis die Rufe zu hören waren:

„Der Laster kommt! Der Laster kommt!“

Dann erst begann die wirkliche Schlacht.

Die Menschen schubsten, drängelten, gerieten aneinander und beschimpften sich, bis die Milchflaschen alle waren. Manch einem gelang es, zwei Flaschen zu ergattern, die zwanzig letzten in der Schlange hingegen gingen leer aus.

Der Glückspilz nahm seine Milchflaschen und seinen Stein und ging nach Hause. Den Weg legte er mit geschlossenen Augen zurück. Er stellte den Stein zu den Schuhen, für morgen. Vollkommen erledigt legte er sich gegen vier Uhr morgens noch einmal hin und stand um halb sieben auf. Auf der Arbeit musste er Glückseligkeit ausstrahlen. Tief in seinem Inneren musste er tatsächlich glücklich sein, da die zwanzig nach ihm es nicht geschafft hatten. Und so war das Glück größer, als wenn man die Milch einfach so wie alle anderen bekommen hätte.

Mimoza Ahmeti

## BRIEF AN MAMA

Mama,  
diesen Brief soll keiner lesen außer Dir,  
nicht dass es um Geheimnisse geht, aber ich fühle mich noch nicht so stark  
um all das zu verkraften, was ich Dir sage:  
Tirana ist wie immer  
mit der Enge seiner niedrigen Häuser  
mit den wintermüden Wegen  
mit einem Sechzehnstöckigen im Zentrum  
errichtet so wie meine Utopie  
mit verstärkten Wachen an den Kreuzungen der Botschaften,  
mit Polizei – erblasste Julispechte.

Ich ahne etwas, Mama!  
Noch nie ist der Staat dem Menschen so stark gegenübergetreten  
und noch nie war das Fremdgehen unter den Männern so sehr in Mode,  
noch nie hatten die Nächte so einen schweren Schlaf  
und noch nie so verlorene, leere Frauen.  
Aber ich sage Dir, meine Liebe, die Gefahr lädt mich mit einem Lächeln ein  
mit dem zahnlosen Maul einer bissigen Liebe  
mit Rissen im Charakter,  
Teil eines gesellschaftlichen Risses.  
Aufgaben werden mir angeboten, viele bekannte Freunde,  
alle mit hohem Namen, aber niedrigem Lebenspuls,  
sie versuchen, mich aufzufressen, indem sie nach mir greifen  
und stürzen mich um, eh ich mich aufgerichtet habe.

Meine Liebe, hör mir ganz ruhig zu,  
ich werde sie zermalmen, ich werde sie zermalmen, sag ich Dir,  
wie in einem Fleischwolf  
in meinen Versen.

Ylljet Aliçka

aus DIE METAMORPHOSE EINER HAUPTSTADT

Zwei Tage nach der Entscheidung der Parteiorganisation brach Benjamin Bendo alleine mit dem Zug zu seiner Umerziehung in einem Bergdorf auf. Nausika und der großgewordene Sohn hatten es vorgezogen, in der Hauptstadt zu verweilen.

„So wird es dir leichter fallen, mit der Seele der einfachen Menschen und dem sozialistischen Dorfleben zu verschmelzen“, hatte die Gattin als Argument vorgebracht.

Benjamin gehorchte folgsam und packte seinen Koffer, in dem die Bücher mit Umerziehungslektüre den größten Platz einnahmen. Umsichtig tat ihm Nausika auch eine Dose mit ausländischen, in buntes Papier verpackten Bonbons ins Gepäck, die Benjamin während seiner unglückseligen Mission außer Landes erstanden hatte.

„Manche Dinge werdet ihr Männer nie verstehen“, seufzte sie mit leicht vorwurfsvollem Ton, „auf dass sie die Münder der kleinen Kinder der Dorfbewohner versüßen!“

„Woran du alles denkst“, entgegnete der Dichter berührt.

Nausika begleitete ihn bis zur Tür, wo sie ihm von ganzem Herzen Glück wünschte: „Mögest du mit neuen Schöpfungen heimkehren, inspiriert von der Quelle des Volkes!“

Benjamin versprach hoch und heilig, dass er sich anstrengen würde, und dieses Versprechen war nicht nur so hingesagt, denn es waren die Zeiten, in denen die Dichter des ganzen Landes ihre Inspiration aus dorfkoooperativistischen Themen bezogen.

Bis zum Bahnhof wurde er schweigend von seinem Sohn begleitet, Puschkin Bendo, einem langen und dünnen Jungen, dessen einzige Ähnlichkeit zum Vater in seiner hohen Kurzsichtigkeit und den dicken Brillengläsern bestand. Sie umarmten sich, noch immer schweigend. Der Dichter war bemüht, sich nicht die Rührung anmerken zu lassen, wohingegen der Sohn nur in stoischer Ruhe zum Abschied den Arm hob.

Der Zug fuhr bis zu einer kleinen Industriestadt, von wo aus man einen Linienbus nehmen musste. Das war leichter gesagt als getan, denn wie Benjamin während der Fahrt ein Mitreisender erklärte, war die Anzahl der Passagiere, die den Bus nehmen wollten, ungleich höher als die Anzahl der Plätze im Bus.

„Sobald der Zug ankommt“, riet ihm der junge Mann, „renn so schnell du kannst zu dem Kiosk, in dem die Tickets verkauft werden, sonst musst du in einem uralten Škoda weiterreisen.“ Der Dichter dankte artig für den Rat, sodass der junge Mann begriff, dass er es hier mit einem kultivierten Herrn zu tun hatte. „Ach ja, und vergiss nicht, das Geld für die Fahrkarte genau abgezählt in der Hand zu haben, denn wenn du überhaupt die Visage des Verkäufers zu Gesicht bekommst, wirst du sicher kein

Rückgeld von ihm kriegen“, fügte der Junge an, bevor der Zug den Zielbahnhof erreichte.

Der Wettkampf um die Fahrkarten stellte sich als noch würdeloser heraus, als es die Anweisungen des Mitreisenden hatten vermuten lassen, zumal die Altersunterschiede zwischen den Fahrgästen zu einer spürbaren Ungleichheit führten. Die Kontrahenten schnitten einander den Weg ab oder stießen sich wie unabsichtlich mit den Ellenbogen. Als der Zug am Bahnhof einfuhr, verharrte Benjamin für einige Sekunden auf der Treppe, um die Dauer und das Tempo des Laufes zu berechnen und warf sich dann wie wahnsinnig zwischen die Ersten in der Reihe.

„Lassen Sie mich durch“, keuchte er.

Nicht nur, dass er schwer an seinem Koffer mit Umerziehungsliteratur zu schleppen hatte, es schubste ihn auch noch jemand von hinten, sodass er der Länge nach hinfiel. Dies war der Augenblick, in dem er sich selber leid tat.

Er begriff kaum, wie ihm jemand aufhalf, und so voller Staub rächte er sich im Geiste mit einigen Worten, die so gar nicht seiner Erziehung entsprachen und schwor, es der Mutter desjenigen zu besorgen, der ihn gestoßen hatte.

Als einer der Letzten kam er schließlich an.

Der Kiosk, in dem die Fahrkarten verkauft wurden, war eine Bruchbude mit krummen Wänden und verfügte lediglich über einen schmalen viereckigen Schlitz, etwas breiter als eine Hand. Es ließ sich nur eine zusammengepresste Faust einführen, die sich erst im Inneren öffnen konnte, um das Geld für die Fahrkarte einem Unbekannten zu übergeben, dessen Gesicht nicht zu erkennen war. Daraufhin ließ sich der Fahrkartenverkäufer mit grober Stimme dazu herab, dem Sieger eine Karte in die Hand zu drücken.

Beharrlich nahm der Dichter einen Platz an den Außenrändern ein, indem er sich von dem inneren Kern der zusammengepressten Leiber fernhielt, die in ihrem verschwitztem Filz vor sich hin dampften, in der leisen Hoffnung, dass ihm eine Bewegung im Inneren des massiven Körpers einen Weg nach außen öffnen möge und sich ihm so die Möglichkeit böte, die zusammengepresste Faust durch den Schlitz zu pressen.

Doch diese amorphe Masse bewegte sich weder vor noch zurück, denn selbst diejenigen, die aus der Schlacht um die Fahrkarten siegreich hervorgegangen waren, konnten sich unmöglich rühren, aufgrund von denen, die hinten drückten.

Festgenagelt an seinen taktischen Platz machte Benjamin irgendwo in der Mitte, ganz nah am Fahrkartenschlund, die schwarzen Haare seines Mitreisenden aus. Auch dieser war wie in einer Zange eingeklemmt und mühte sich, einem Bergadler gleich, den nötigen Raum zu finden, indem er wie wild nach links und rechts stieß. Benjamin wollte gerade nach ihm rufen und ihn bitten, eine zusätzliche Karte zu kaufen, als ihm einfiel, dass er den Namen nicht wusste.

Der Fahrkartenverkäufer schien eine arrogante Art zu haben, denn aus der Öffnung des Lochs, von wo aus er die Karten verkaufte, donnerte hin und wieder eine rachsüchtige Stimme, dass der Verkauf sofort eingestellt würde, wenn sich die Menge nicht benehmen könnte. Scheinbar hatten die Reisenden mit der Zeit verstanden, dass der Mann seine Drohung wahrzumachen wusste, indem er erbarmungslos seinen Bau mit einem Sperrholzbrett schloss, auf dem in krummen, mit Rostschutzmittel geschriebenen Lettern stand: *Karten ausverkauft!*

Allein in dieser unbekanntenen Menschenmenge, sammelte der Dichter all seine Kräfte und schob sich vorwärts in Richtung der Wand, bis er ganz nah an das Fahrkartenloch gelangte. Nur ein Kontrahent war noch vor ihm, als aus dem Inneren des Schalters die makabre Nachricht zu hören war: Die Karten sind alle, ihr schubst euch umsonst!

Aus der Stimme, welche die Schreckensbotschaft verkündete, war die unverhohlene Freude des Verkäufers über diese Ansage nicht zu überhören. In diesem Augenblick bot der Dichter den Anblick eines ausgesprochenen Verlierers.

Die Leute begannen, Mutter und Schwester zu verfluchen, und die Verlierer sahen die Gewinner hasserfüllt an.

„Du beschissener Dieb!“, rief einer aus der Menge verzweifelt, „wie sollen die so schnell schon aus sein?!“

Aber das Schalterloch blieb nun endgültig mit dem Sperrholzbrett verschlossen, das von der defätistischen Schrift aus Rostschutzmittel verziert wurde.

Erschöpft ließ der Dichter den Koffer fallen. Sein Anblick war mitleiderregend.

Da spürte er eine freundliche Berührung auf der Schulter. Die Hand gehörte dem Mitreisenden aus dem Zug, der schweißüberströmt und mit Siegerblick seine von der Schlacht zerknitterten Kleider in Ordnung brachte.

„Was hab ich dir gesagt, das ist ein Betrüger“, sagte der junge Mann. „Er hält Karten zurück, um sie teurer zu verkaufen. Du hättest schneller laufen müssen.“

„Ich wurde von hinten geschubst“, rechtfertigte sich der Dichter mit schwacher Stimme, „und dann war auch noch mein Koffer... so schwer.“

Gerührt von den Worten des Dichters, zog der Junge eine Fahrkarte aus der Tasche und überreichte sie ihm stolz.

„Nimm, ich will auch nicht mehr dafür als den tatsächlichen Preis.“ Benjamin dankte ihm ergriffen. Er wollte darauf bestehen, etwas mehr Geld zu geben, aber der Junge ging nicht darauf ein. „Ein andermal“, sagte er, „aber lass dir gesagt sein, dass du bei deinem Tempo nie eine Karte kriegst.“

Wie zwei alte Freunde bestiegen sie gemeinsam den Bus. Als sie anfuhr, flüchtete sich der Dichter in eine sanfte Euphorie. Er schlummerte ein und träumte davon, wie ihn die Dorfbewohner mit ihren sonnengebrannten Gesichtern erwarten würden... Es gelang ihm nicht, den Traum zu Ende zu führen, da ein älterer Mitreisender eine Salve an Fragen auf ihn losließ, wohin er fahre, wie viel Kinder er habe, von wo her er stamme, was er arbeitete und wie viel er verdiene.

Benjamin antwortete dem Mitreisenden kurz und knapp und schloss erneut die Augen, bis der Fahrer den Bus auf einem Hügel zum Stehen brachte. Von hier aus musste man aussteigen und zu Fuß einen Ziegenpfad entlanggehen, der einen zu dem Bergdorf führte.

Verwirrt wachte Benjamin auf und stieg mit einem Dankeschön auf den Lippen aus. Nachdem der Bus verschwunden war, fiel ihm ein, dass er sich nicht von dem liebenswürdigen jungen Mann verabschiedet hatte. Vergeblich hob er den Arm, denn der Bus war mittlerweile hinter einer Kurve verschwunden.

Florian Kienzle

PULP FICTION

Der Boxer fragte seinen Mafiaboss:

„Alles in Ordnung?“

„Gar nichts in Ordnung“  
meinte der.

Und Agron lachte, wiederholte:

„Gar nichts in Ordnung!“

Zehn Meter daneben:

die staatliche Hochschule, wir saßen  
in einem illegal gebauten Haus, umgeben  
von dutzend illegal gebauten Häusern  
Boxer und Mafiaboss  
gingen getrennte Wege  
für einen Moment  
lief alles bestens.



Elvira Dones

aus VERBRANNTEN SONNE

Die STADT hört, wie die sich unruhig windenden Seelen sprechen, obwohl die Besitzer der Seelen schlafen. Hunderttausende geschlossene Augenpaare, aber nur scheinbar. In ihrer Brust schließt sie altehrwürdige Städter ein, die seit Jahrhunderten dort wohnen, seit der erste Samen ihrer Stämme durch den Bauch einer Frau auf diese Welt gekommen ist, von der sicher keiner von ihnen mehr weiß, wie sie hieß. Die neueren Bewohner der STADT, die wie Dörfler aussehen und sprechen, sind in den letzten Jahren zugezogen, inmitten der großen Wirren, mit brennenden Hoffnungen und begrenzten Möglichkeiten. Sie alle schlafen in diesem Augenblick, aber mit aufgerissenen Augen unter den geschlossenen Lidern.

Die STADT atmet schwer. Es ist nicht leicht, so träumerische und glühende Menschen in sich zu tragen. Wenn sie aussprechen könnte, was sie denkt und fühlt, wenn sie sich mit anderen Städten austauschen könnte auf einer jener Tagungen, wie sie die Bewohner dieser Erde so gerne abhalten, würde die STADT die Welt in Erstaunen versetzen mit dem, was sie zu berichten hätte. Denn die Leute, die in ihrer Brust wohnen, sind keine gewöhnlichen Leute. Sie schlafen nicht, wenn es Zeit zum Schlafen ist, und sie denken nicht, wenn es Zeit zum Denken ist. Sie träumen nur, mit offenen oder geschlossenen Augen. Beim Schimpfen oder beim Schwitzen, wenn sie sich im Schmutz der Straßen suhlen oder sich stolz in den vielen Bars aufplustern, immer träumen die Leute einfach nur.

Die STADT lauscht. Hunderttausende verrückte Träume, die in der schweren Luft der Zimmer umherschweben, durch die Fensterscheiben dringen und die nächtliche Finsternis durchstoßen.

Was für ein schreckliches Durcheinander, murmelt die STADT.

Zum Glück haben Träume keine Knochen, denn sonst würde sie bei jedem Morgengrauen in einem riesigen Berg aus rasselnden Gebeinen aufwachen, mehr, als alle Krankenhäuser je aufnehmen könnten.

Alles hat seine Zeit, führt die STADT ihren Gedanken fort, eine Zeit im Sinne eines verlängerten Augenblicks, eine Begrenzung, imstande, diese oder jene menschliche Handlung in sich zu enthalten. Es gibt eine Zeit für das Leiden – obwohl die leider einen viel zu großen Raum einnimmt –, eine Zeit für die Träume, eine Zeit für Enttäuschungen, eine Zeit des Aufbaus, eine Zeit des Verfalls und eine ewige Zeit für die Geduld.

Doch ihre Bürger haben sich entschieden, sich allein dem Traum zu widmen. Und noch nie zuvor haben sie etwas so leidenschaftlich und ernsthaft betrieben. Ob sie wohl wissen, dass sich Träume nicht dergestalt erfüllen, in einem reinen,

unverbrauchten Idealzustand? Ob sie wohl wissen, dass es unweigerlich auch wieder eine Zeit für Enttäuschungen geben wird?

Die STADT ist bereit, Rede und Antwort zu stehen. Sie stellt der Nacht nicht zum ersten Mal diese Fragen. Aber jetzt will sie sich keine Gedanken mehr darüber machen. Was käme schon dabei heraus? Die Finsternis ist ein Teppich, gewebt aus wahnsinnigen Wünschen. Ihre Bewohner wollen einfach nur in einem fort träumen, ohne daran zu denken, dass der Augenblick, in dem all diese Träume wahr werden, schon ganz schön lange auf sich warten lässt. Sie wollen nicht einsehen, dass es sich um ein Trugbild handeln kann, das die Augen rissig werden lässt wie spröde, ausgetrocknete Erde, und diese Weigerung ist allzu natürlich – menschlich. Besser so, mit geschlossenen Augen in der frischen Kühle und Dunkelheit der Nacht, denn alles ist greifbar, machbar, am nächsten Tag, morgen, immer morgen, wenn – vielleicht – ein neuer Tag anbricht. Jetzt ist es dunkel, die Träume jagen wie Geschosse aus den bewegten Seelen und werden im bleiernen Blau des Mondes noch schöner. Die Finsternis hält alles in einem bewundernswerten ästhetischen Gleichgewicht: die Gesichter der Träume, die sich schälenden Rücken der Wohnblocks, die Kleider, die auf den Leinen vor den Balkons hängen, der Hunger in den Mägen der Menschen, die Hässlichkeit derer, die mit Schicksalen handeln. Die Dunkelheit ist der einzige Verbündete dieser Leute. Seit Jahrzehnten werden sie von ihr gutmütig eingehüllt. Und sie wollen nicht nachdenken, mit den Überlegungen hat es noch etwas Zeit, die können warten, ebenso wie sie – die Einwohner – auf das Glück gewartet haben.

Ich bin keine wichtige Hauptstadt, hätte sie den Tagungsteilnehmerinnen in den anderen Teilen der Welt gerne gesagt, aber ich bin Wächterin des größten Panzerschranks voller Träume. Den verrücktesten, sicherlich, aber auch den geduldigsten.

Irgendwo kräht ein Hahn, und selbst sein Gruß scheint völlig fehl am Platze, zumal die Hähne anderswo aus anderem Anlass und auf andere Art krähen.

Die Körper der Schlummernden beginnen, sich in den unbequemen Betten zu bewegen. Die Augenlider fangen an zu zucken. Die ersten Gedanken proben Aufstände in den Köpfen, doch die Menschen vertreiben sie eifrig. Das ist die Zeit zum Träumen, oder nicht?, knurren die Menschen in die warmen Kissen. Auf dass diese Träume eine Ewigkeit wahren mögen.

Florian Kienzle

## DIE HÖHLE

Wir waren schon fast  
den ganzen Weg gegangen  
als Maria stehenblieb.  
„Wollen wir eigentlich wirklich  
in dieses Avantgarde-Theaterstück?“  
fragte sie und sah mich an.  
Ich blickte auf die Litfaßsäule  
dann zu ihr.  
„Eigentlich nein“, meinte ich  
und so krochen wir  
zurück in unsern Bau.

Florian Kienzle

## STILLEBEN: LANGZEITSTUDENT IN ESPRESSO BAR

Wie ich gehört hatte, sollte man durch *Smalltalk* mit Frauen ins Gespräch kommen. Vielleicht klappt es ja tatsächlich auf diesem Umweg, dachte ich mir und machte mich auf den Weg in die Bar.

Meine Eltern hatten sich 1968 kennengelernt, als sie eine Nacht im Tübinger Wohnheim durchdiskutiert und dann *Wilde Erdbeeren* in der Sonntags-Matinée angesehen hatten. So etwas schwebte mir auch vor. Ich müsste nur die richtige Zeit, den richtigen Ort und das richtige Thema finden. Und den richtigen Film. Und die richtige Frau.

Ich hatte Glück, denn heute bediente das Mädchen, das mich immer am nettesten anlächelte. Sie war etwas weniger blond, etwas weniger dünn und etwas weniger groß als die anderen Bedienungen. Ich riss mich zusammen, denn bisher war es in unserer Konversation nie bis zum Smalltalk gekommen.

„Und wie läuft es an der Uni?“, fragte ich, als sie mir meinen Kaffee brachte.

„Prima!“, rief sie. „Und bei dir?“

„Na ja, es geht so, ich hab morgen Abschlussprüfung und bin nicht recht motiviert...“

„Dann solltest du aber zuhause sein und lernen!“, meinte sie und ging zur Spüle.

Der Satz kam mir bekannt vor: Es war ein Satz der Väter unserer Väter gewesen. Was für eine Generation wächst da heran?, fragte ich mich und nahm einen Schluck. Meine Eltern hatten noch mit allen erdenklichen Mitteln und Hörspielen und Bilderbüchern versucht, jedes Pflichtbewusstsein aus mir herauszuprügeln. Gut, mittlerweile waren sie erstaunt, dass ich das alles ernst und wörtlich genommen hatte, so wäre es ja nicht gemeint gewesen, und vielleicht hatte ich manches auch falsch verstanden, oder vielleicht hatte mein Vater einfach gerne Hörspiele und Bilderbücher gekauft – aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Sie kam zurück zu den Croissants.

„Irgendwie fehlt mir die Belohnung...“, setzte ich an.

„Die Note ist doch die Belohnung!“, rief sie.

Der Satz kam mir bekannt vor, und kam doch unerwartet. Ich wollte sie gerade fragen, was für eine Generation da bloß heranwuchs, da entsann ich mich eines Besseren.

„Manchmal gehe ich ins Kino...“, dachte ich laut.

„Das ist doch schön!“

„Ja, schon, aber das geht ja nicht jeden Tag. Ich hätte gern jeden Tag eine Belohnung!“

„Ich hätte auch gern jeden Tag eine Belohnung!“

Im Prinzip hatten wir so schon etwas Wichtiges gemeinsam, dennoch hatte ich das Gefühl, dass sie böse und ungeduldig wurde. Du musst ihr eine Brücke bauen, sagte

ich mir. Kommt auf eine gemeinsame Ebene! Die gibt es doch zwischen allen Menschen!

Sie trocknete ab.

„Also, ich hab mir vorgenommen, öfter tanzen zu gehen“, begann ich. Tanzen ging doch jeder gerne, sogar ich...

„Na, dann wünsche ich dir viel Spaß!“

Irgendwie war sie auf meine Brücke nicht so eingegangen, wie ich mir das erhofft hatte. Was für eine Generation... Was halfen all die Brücken und gemeinsamen Nenner, wenn so wenig von ihrer Seite kam?

Verwirrt machte ich mich auf den Heimweg...

Später am Abend fiel mir auf, dass es noch zu früh zum Schlafen war. Nach einem Bier kannst du eh viel besser schlafen, dachte ich mir auf dem Weg in die Bar, und das ist dann auch schon die Belohnung...

„Magst du noch eins?“, fragte sie mich.

„Oh, gerne!“, sagte ich. „Du bist nicht aus München, oder?“, fügte ich hinzu.

„Nein, ich komm aus Spanien!“, sagte sie.

„Oh, ich hab morgen Abschlussprüfung in der Romanistik“, meinte ich. Wenn das mal kein prima Einstieg für Smalltalk war...

„Dann solltest du aber zuhause sein und lernen!“, rief sie und ging zum Ausschank. Der Satz kam mir bekannt vor. Die Südländer sind auch nicht mehr das, was sie mal waren, dachte ich mir und nahm einen Schluck. Was für eine degenerierte Generation, schimpfte ich innerlich...

Mein Betreuer sah mich müde an: Seine Augen wirkten noch erschöpfter als meine.

„Der Protokollant und ich sind beide der Ansicht, dass das nicht ausreichend war. Ich habe mehrfach versucht, Ihnen Brücken zu bauen, aber es kam einfach zu wenig von Ihrer Seite.“

Irgendwie kam mir der Satz bekannt vor...

„Kann man nichts machen“, meinte ich.

„Da kann man nichts machen“, wiederholte er.

Zuhause legte ich die Platte auf, die ich mir als Belohnung für die Prüfung gekauft hatte. Dann fiel mir ein, dass sich mein Vater auch schon im Voraus als Belohnung für die dann nicht bestandene Prüfung eine Platte gekauft hatte, doch ich hoffte, dass das wieder eine andere Geschichte sei.